

Schütze, Yvonne

Geschlechtsrollen. Zum tendenziellen Fall eines Deutungsmusters

Zeitschrift für Pädagogik 39 (1993) 4, S. 551-560



Quellenangabe/ Reference:

Schütze, Yvonne: Geschlechtsrollen. Zum tendenziellen Fall eines Deutungsmusters - In: Zeitschrift für Pädagogik 39 (1993) 4, S. 551-560 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-112306 - DOI: 10.25656/01:11230

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-112306>

<https://doi.org/10.25656/01:11230>

in Kooperation mit / in cooperation with:

BELTZ JUVENTA

<http://www.juventa.de>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.

This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

Zeitschrift für Pädagogik

Jahrgang 39 – Heft 4 – Juli 1993

Essay

- 551 YVONNE SCHÜTZE
Geschlechtsrollen – zum tendenziellen Fall eines Deutungsmusters

Thema: Abschied vom Erziehungsstaat?

- 563 ULRICH HERRMANN
Abschied vom Erziehungsstaat? Zur Einführung in den Themenschwerpunkt
- 567 ULRICH HERRMANN
Erziehungsstaat – Staatserziehung – Nationalbildung. Staatliche und gesellschaftliche Funktionen und Leistungen von Erziehung und Unterricht im Übergang vom Untertanenverbands-Staat zur modernen Staatsbürger-Gesellschaft
- 583 HANS-CHRISTIAN HARTEN
Der Erziehungsstaat und die liberalistische Utopie seiner Auflösung. Ein Beitrag zum bildungstheoretischen Diskurs während der Zeit der Französischen Revolution
- 603 CHRISTA BERG
Abschied vom Erziehungsstaat? Der Erziehungsanspruch im Wilhelminismus
- 631 JÜRGEN OELKERS
Erziehungsstaat und pädagogischer Raum: Die Funktion des idealen Ortes in der Theorie der Erziehung

Diskussion

- 651 GERD-JAN KROL
Ökologie als Bildungsfrage? Zum sozialen Vakuum der Umweltbildung

- 673 KLAUS MOLLENHAUER
„Anspruch der Differenz“ und „Anspruch des Universellen“. Eine
Marginalie zur ästhetischen Bildung
- 679 HEINZ-ELMAR TENORTH
Profession, System, Region. Neuere bildungshistorische Veröffent-
lichungen

Besprechungen

- 699 HANS SCHEUERL
Ulrich Amlung: Adolf Reichwein 1898–1944. Ein Lebensbild des
politischen Pädagogen, Volkskundlers und Widerstandskämpfers
Adolf Reichwein: Schaffendes Schulvolk – Film in der Schule
- 704 STEPHANIE HELLEKAMPS
Hartmut Meyer-Wolters: Koexistenz und Freiheit. Eugen Finks
Anthropologie und Bildungstheorie
- 707 WOLFGANG KLAFKI
F. Hartmut Paffrath (Hrsg.): Die Wendung aufs Subjekt.
Pädagogische Perspektiven im Werk Theodor W. Adornos

Dokumentation

- 713 Pädagogische Neuerscheinungen

Contents

Essay

- 551 YVONNE SCHÜTZE
Sex Roles – On the impending fall of an interpretative pattern

Topic: Farewell to the Educational State?

- 563 ULRICH HERRMANN
Farewell to the Educational State? – An introduction
- 567 ULRICH HERRMANN
Educational State – State Education – National Education. National and social functions and achievements of education and schooling in the transition from the state as an association of subordinates to modern citizenship
- 583 HANS-CHRISTIAN HARTEN
The Educational State and the Liberalist Utopia of Its Disintegration – The theoretical debate on education at the time of the French Revolution
- 603 CHRISTA BERG
Farewell to the Educational State? – The pedagogical claims of nineteenthcentury imperial Germany
- 631 JÜRGEN OELKERS
The Educational State and Pedagogical Space: The function of the ideal locus in educational theory

Discussion

- 651 GERD-JAN KROL
Ecology – An Educational Topic? On the social Vacuum of environmental education
- 673 KLAUS MOLLENHAUER
The “claim to difference” versus the “claim to universalism” – a marginalia on aesthetic education
- 679 HEINZ-ELMAR TENORTH
Professions, schoolsystem, regional politics. Recent publications on the history of education

Reviews

699

Documentation

- 713 Recent Pedagogical Publications

YVONNE SCHÜTZE

Geschlechtsrollen

Zum tendenziellen Fall eines Deutungsmusters

Gegenstand der Soziologie ist die Frage, wie ist soziale Ordnung möglich? Gegenstand der Sozialisationsforschung ist die Frage, unter welchen Bedingungen entwickelt sich der mit einer gegebenen biologischen Ausstattung versehene Organismus zu einem sozial-handlungsfähigen Individuum? Damit ist die Sozialisationsforschung der Soziologie, die immer von schon sozial handlungsfähigen Individuen ausgeht, vorgeschaltet. Sie arbeitet ihr aber auch nach, denn das Individuum wird immer in eine bereits bestehende soziale Ordnung hineingeboren, in die es sukzessive integriert wird. Ein zentrales Strukturelement sowohl der sozialen Ordnung als der Persönlichkeitsentwicklung bilden die Geschlechtsrollen. Sie sind Gegenstand der folgenden Überlegungen. Ich werde die These vertreten, daß sich die Begriffe der Geschlechtsrolle und der Geschlechtsrollenidentifikation gegenwärtig in einer Art Rollenkrise befinden, die die Sozialisationsforschung vor die Frage stellt, was diese Begriffe überhaupt noch zum Konzept der Persönlichkeitsentwicklung beitragen.

Geschlechtsrollen sind kulturelle Ausdeutungen biologisch bedingter Unterschiede. Sie sind zugeschrieben und erworben. Ihre gesellschaftliche Funktion besteht darin, Reproduktion und Sozialisation zu sichern. Dem Individuum präsentieren sie sich als kognitive und soziale Kategorisierungsschemata, die die Innenwelt und die Außenwelt ordnen. Im Gegensatz zur Geschlechtsidentität, die sich auf die Selbstkategorisierung als männlich oder weiblich bezieht, sind Geschlechtsrollen nicht nur Ordnungs- sondern auch Bewertungsschemata, und sie haben normativen Charakter.

In der älteren Soziologie und Sozialisationstheorie ging es primär darum, Geschlechtsrollen als funktional zu kennzeichnen, und dies für die Gesellschaft sowie für die Individuen. Exemplarisch hierfür die Theorie PARSONS' (1955), die davon ausgeht, daß das Individuum nicht nur die normativen Anforderungen der Gesellschaft vollständig internalisiert und dementsprechend erfüllt, sondern daß es dies auch noch gerne tut, da nämlich Rollenanforderungen und Bedürfnisstruktur einander entsprechen. Konkret: Die strukturell erforderliche Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau, er im Beruf, sie im Haus, er instrumentelle, sie expressive Funktionen ausübend, erweist sich für alle Beteiligten als förderlich: der Mann wird durch die emotionale Unterstützung seitens der Frau für das Berufsleben fit gehalten, und die Kinder erwerben ein stabiles Geschlechtsrollenverhalten, das wiederum die Kontinuität geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung generationsüber-

greifend sichert. Allerdings ist – wie PARSONS bemerkte – die Geschlechterrollenidentifikation des Jungen in Ermangelung eines männlichen Verhaltensmodells erschwert, da der Vater praktisch in der Familie ja kaum präsent ist. Allein die Gratifikationen, die der Frau aus diesem System erwachsen, sind auch bei PARSONS schon recht mager. Über *seinen* Beruf gewinnt *sie* ihren Status, über *seine* Liebe die Gleichheit, denn weil er sie liebt, kann sie qua definitione nicht eine „inferior creature“ sein (PARSONS 1949, S. 246). Daß diese Konstruktion mehr als prekär war, war auch PARSONS bewußt. Angesichts der Tatsache, daß gesellschaftliche Anerkennung in einer Leistungsgesellschaft allein aus der beruflichen Tätigkeit resultiert, erkannte er, daß die Ausübung der gesellschaftlich gering geachteten Hausfrauenrolle kein funktionales Äquivalent zur Berufsarbeit sein könne. PARSONS sann nicht auf eine Lösung dieses Dilemmas, aber er konstatierte, daß die Zwänge der Sozialstruktur in der Rolle der Frau exemplarisch verdeutlicht seien. Die Zwänge der Sozialstruktur werden in den drei wesentlichen Theorien zum Erwerb der Geschlechterrolle, Psychoanalyse, Lerntheorie und kognitive Entwicklungspsychologie vorausgesetzt, sie sind aber nicht Gegenstand der Analyse.

Die Psychoanalyse postuliert, daß nach Abschluß der ödipalen Krise die Identifikation mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil erfolgt. Der Junge bezwingt seinen Wunsch, die Mutter zu besitzen und identifiziert sich mit dem Vater. Das Mädchen, enttäuscht von der Mutter, die es mangelhaft ausgestattet in die Welt gesetzt hat, wendet sich dem Vater zu, ersetzt den Wunsch nach einem Penis durch den nach einem Kind und will von nun an wie die Mutter eine Frau werden. Die psychischen Unterschiede zwischen Mann und Frau stellen sich als die Konsequenzen eines durch die Triebdynamik erzwungenen Vorbildlernens dar.

In der Lerntheorie spielt das Vorbildlernen eine zentrale Rolle. Aufgrund von Belohnung und Bestrafung lernen Jungen und Mädchen, welche Verhaltensmuster dem eigenen Geschlecht adäquat sind und orientieren sich am gleichgeschlechtlichen Elternteil, das eben diese Verhaltensmuster demonstriert.

Die kognitive Entwicklungspsychologie dagegen geht davon aus, daß das Kind schon sehr früh ein Kategorienschema männlich/weiblich ausbildet, aber eine stabile Zuordnung der eigenen Person gelingt ihm erst, wenn es einen Begriff von der Konstanz der Objekte hat. Auf der Basis der kognitiven Selbstkategorisierung betreibt das Kind aktiv den Erwerb seiner Geschlechterrolle. Da es das eigene Geschlecht für besser hält, will es auch die entsprechenden Merkmale, die dieses Geschlecht kennzeichnen, erwerben, und diese Merkmale liest es an Vorbildern ab, zu denen nicht nur die Eltern gehören, sondern ebenso andere Personen und das Ensemble der ihnen zugeordneten typischen Merkmale und Tätigkeiten.

Gegenüber der Psychoanalyse und der Lerntheorie hat die kognitive Entwicklungspsychologie den Vorzug, daß sie das Kind weder – wie die Psychoanalyse – als Produkt von Anatomie und Triebchicksal noch als passiven Rezipienten von Umwelteinflüssen – wie die Lerntheorie – auffaßt, sondern wie KOHLBERG formuliert: „Die Geschlechterrollenkonzepte des Kindes sind das Ergebnis der aktiven Strukturierung der eigenen Erfahrung durch das Kind,

sie sind nicht passive Produkte des sozialen Trainings“ (KOHLBERG 1974, S. 339).

Gleichwohl, so unterschiedlich die Mechanismen des Geschlechtsrollenerwerbs in diesen Theorien auch sind, so unstrittig ist das, was erworben wird oder werden soll.

Dies zeigte sich in der Bewertung von Verhaltensmustern, die nicht im Einklang mit den tradierten Merkmalen der Geschlechtsrollen standen. So versuchte man zum Beispiel, die Schädlichkeit mütterlicher Erwerbstätigkeit unter anderem dadurch zu belegen, daß die Söhne und Töchter erwerbstätiger Mütter nicht im gleichen Ausmaß als typisch männlich und typisch weiblich erachtete Persönlichkeitsmerkmale und Verhaltensweisen aufwiesen wie die Kinder nicht-erwerbstätiger Mütter (vgl. LAMB 1982). Ein Rollentausch zwischen Vater und Mutter, er im Haus, sie im Beruf, wurde bis in die 60er Jahre gar als Schizophrenie erzeugend beurteilt, weil dem Kind in einem solchen Fall die Identifikation mit der Geschlechtsrolle nicht gelänge (LIDZ 1959).

Seit etwa zwei Jahrzehnten deutet sich nun ein gesellschaftlicher Wandel an, der auch für das kulturelle Deutungsmuster „Geschlecht“ nicht folgenlos bleibt. Zentrales Moment dieses Wandels ist die einseitige Aufkündigung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung von seiten der Frauen, flankiert von Ansprüchen, die darauf zielen, die formale Gleichberechtigung material einzulösen. Dieser Vorgang gefährdet aus der Sicht nicht weniger Beobachter der Gesellschaft die soziale Ordnung insofern, als er die Deinstitutionalisierung der Familie nach sich ziehen soll, die ja der für Reproduktion und Sozialisation ausgezeichnete Ort ist.

Wie stark die Vorstellungen über die soziale Ordnung mit der Ordnung der Geschlechter verknüpft sind, läßt sich daran ablesen, daß immer, wenn Anzeichen eines familialen Strukturwandels und damit eine neue Akzentuierung der Geschlechtsrollen ausgemacht werden, die soziale Ordnung als bedroht gilt. Mitte des 19. Jahrhunderts waren es zwei Veränderungen, die HEINRICH RIEHL den Zerfall der Familie befürchten ließen: der Verlust der hausväterlichen Autorität anläßlich des Strukturwandels vom „ganzen Haus“ zur bürgerlichen Familie und die vermehrte Beteiligung der Arbeiterfrauen an der Erwerbstätigkeit (RIEHL 1922). In den 60er Jahren skizzierten BELL und VOGEL die Befürchtungen, die man zu Beginn des Jahrhunderts hegte, folgendermaßen: „Divorce and separation were increasing, the birth rate was declining, women were spending more time outside the home, and the ‘individualization’ of family members was proceeding to a point where the continued existence of the family as a group was seriously in doubt“ (BELL/VOGEL 1968, S. 5). Die Deinstitutionalisierungsthese der 90er Jahre läßt grüßen.

Konträr zur Deinstitutionalisierungsthese steht die Benachteiligungsthese. Sie besagt, daß es sich bei dem zu beobachtenden Wandel nur um ein Oberflächenphänomen handelt. Denn die Mechanismen des Sozialisationsprozesses sind weiterhin darauf angelegt, geschlechtsspezifische Verhaltensmuster zu generieren. Dies bedeutet, daß Frauen letzten Endes nur auf einem geschlechtsspezifisch geteilten Arbeitsmarkt reussieren, der nach ihren weiblichen Qualifikationen verlangt. Ein aktuelles Beispiel für die Benachteiligungsthese bietet die Forderung nach geschlechtssegregiertem Unterricht in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern, der die Benachteiligung der Mäd-

chen im Hinblick auf die Erweiterung ihrer Berufsfelder beheben soll (BAUMERT 1992). Während also – überspitzt formuliert – aus der Sicht der Deinstitutionalisierungsthese Geschlechtsrollen als zwischen Individuen und Gesellschaft vermittelnde Mechanismen aufgehoben werden, besteht die Benachteiligungsthese allerdings mit negativem Vorzeichen auf der Kontinuität der Geschlechtsrollen.

Beide Thesen sind überzeugt, die eine überschätzt, die andere unterschätzt die Auswirkungen des sozialen Wandels auf die Geschlechtsrollen. Darauf gehe ich hier nicht weiter ein. Vielmehr wende ich mich der Frage zu: Welche Schlüsse lassen sich nun hinsichtlich des Fortbestandes der Geschlechtsrollen aus den Befunden der Sozialisationsforschung ziehen? Unabhängig davon, ob man die für Geschlechtsrollen konstitutiven Geschlechtsunterschiede als biologisch verankert oder als sozial konstruiert erachtete, sie lassen sich in ihrer Mehrzahl in der empirischen Forschung nicht – oder nicht mehr – nachweisen. Gleichwohl, trotz jahrelanger Berührungsangst vor der Biologie, einige letzte Bastionen sind geblieben. Im Vergleich zu Mädchen demonstrieren Jungen eine erhöhte Aggressivität, die durch das männliche Sexualhormon Testosteron bedingt zu sein scheint (vgl. DÖBERT 1988, MEYER-BAHLBURG 1981).

Ebenfalls im Zusammenhang mit einer vermehrten Testosteronausschüttung zu Beginn der Adoleszenz und einer stärkeren Spezialisierung der Hirnhälften scheinen die besseren mathematischen Fähigkeiten und das bessere räumliche Vorstellungsvermögen der Jungen zu stehen (WITELSON 1979). Ob hier der geschlechtssegregierte Unterricht Abhilfe schafft, ist eine offene empirische Frage. Jungen wie Mädchen präferieren etwa ab dem 3. Lebensjahr gleichgeschlechtliche Spielpartner, wenn man ihnen die Wahl läßt. Während Jungen sich in größeren Gruppen zusammenfinden, rauhe und motorische Aktivitäten erfordernde Spiele bevorzugen und Dominanzhierarchien etablieren, finden sich Mädchen in kleinen Gruppen oder Zweierbeziehungen zusammen, die durch Vertrautheit und nicht durch Dominanzstreben gekennzeichnet sind (MACCOBY 1990). Aber der sicherlich folgenreichste Unterschied ist der, daß sowohl bei Primaten wie bei Menschen – wie ELEANOR MACCOBY schreibt: „... die Schwelle, von der an der Kontakt mit Kleinkindern das Pflegeverhalten aktiviert oder verstärkt, die Tendenz hat, bei den Frauen niedriger zu liegen und dies trägt zur Wirksamkeit ihrer Fürsorge bei“ (MACCOBY 1979, S. 302). Allerdings sind diese Unterschiede sämtlich nur gradueller Art. Dagegen gelten eine Vielzahl von Merkmalen und Tätigkeiten, die früher als typisch und wünschenswert für das jeweilige Geschlecht erachtet wurden, heute weder als typisch noch gar als wünschenswert.

Auf der Ebene von Tätigkeiten franst das Typische gleichsam aus. Frauen drängen, freilich mit wechselndem Erfolg und in Abhängigkeit von den Chancen des Arbeitsmarktes, in die Erwerbstätigkeit. Während Männer die Vorzüge der Haushaltsarbeiten zwar noch nicht richtig zu schätzen wissen, beschäftigen sie sich aber wesentlich mehr mit ihren Kindern und übernehmen auch Pflege- und Fürsorgefunktionen, für die die Sozialisationsforscher sie früher weder fähig noch geeignet hielten (HORNA/LUPRI 1987). Heute dagegen erbringt die Forschung, daß Väter und Mütter sich sehr viel weniger im Umgang mit ihren kleinen Kindern unterscheiden, als man dachte. Die wenigen Unterschiede, die man gefunden hat – Mütter verbalisieren mehr, Väter be-

vorzuzug motorische Aktivitäten – werden nicht als Kompetenzvorsprung der Mütter interpretiert, sondern es heißt, daß Mutter und Vater sich ergänzen (LAMB 1980, McGUIRE 1982).

Mütterliche Erwerbstätigkeit gilt zumindest in den Kreisen der avanciertesten Sozialisationsforscher nicht mehr als schädlich, sondern als förderlich für das Kindeswohl, und unter anderem deshalb, weil Söhne und Töchter erwerbstätiger Mütter weniger geschlechtstypische Verhaltensmuster aufweisen als die Kinder nicht-erwerbstätiger Mütter (LAMB 1982). Und selbst von dem früher als schizophrenen gedachten Rollentausch hat sich herausgestellt, daß er keinerlei Konsequenzen für die Entwicklung der Kinder nach sich zieht (RUSSEL 1987).

Auf der Ebene von Persönlichkeitsmerkmalen löst sich das Typische in Kontextabhängigkeit auf. Wie aus Beobachtungen an dreijährigen Kindern hervorgeht, sind die kleinen Mädchen sowohl in ihrem Sozialverhalten als im Umgang mit Gegenständen keineswegs passiver als Jungen. Wenn sie mit einem anderen Mädchen interagieren, zeigen sie sich in der Tendenz sogar aktiver als Jungen, die sich mit einem anderen Jungen beschäftigen. Sobald aber die Mädchen mit einem Jungen konfrontiert sind, bleiben sie passiv und überlassen ihm das Feld (MACCOBY 1990).

Dieses Muster scheint sich auch im Erwachsenenalter zu halten. In experimentellen Studien mit gemischt – geschlechtlichen Dyaden zeigte sich, daß auch die Frauen, die von ihrer Persönlichkeitsstruktur her die dominanteren waren, den Männern die Führungsposition einräumten (PORTER/GEIS/COOPER/NEWMAN 1985). Allerdings ist bisher wenig darüber bekannt, aufgrund welcher Mechanismen das Geschlechterverhältnis situative Verhaltensänderungen generiert, die nicht im Einklang mit gemessenen Persönlichkeitsmerkmalen stehen.

Es ist aber nicht nur das Geschlechterverhältnis, das offenbar sogenannte typisch männliche und weibliche Verhaltensmuster hervorbringt. Einen möglicherweise noch größeren Einfluß haben die Kontexte, mit denen Männer und Frauen es zu tun haben. Beispielhaft hierfür die Diskussion um männliche und weibliche Moral, die von CAROL GILLIGAN ausgelöst wurde. GILLIGAN (1984) argumentierte, daß Frauen in KOHLBERGS Stufenschema des moralischen Urteils nur deshalb schlechter abschnitten, weil sie in der Konfrontation mit einem moralischen Dilemma eher eine Perspektive der Fürsorge entwickeln und sich stärker auf die jeweilige Situation einlassen als Männer, die eher einer Gerechtigkeitsethik verpflichtet sind und unter formalen Gesichtspunkten urteilen. Dagegen konnten DÖBERT/NUNNER-WINKLER (1986) zeigen, daß Männer in einem Kontext, der sie unmittelbar berührte (Wehrdienstverweigerung), ebenso situationsorientiert argumentieren wie Frauen in einem sie tangierenden Kontext (Abtreibung). Bei der Wehrdienstfrage urteilten Frauen dann ebenso formal wie Männer bei der Abtreibungsfrage.

Einen weiteren Einbruch erleidet die Vorstellung über das Geschlechtstypische dadurch, daß man nicht mehr davon ausgeht, daß Sozialisationsprozesse spätestens nach Abschluß der Adoleszenz beendet sind und alle späteren Erfahrungen und Ereignisse nur noch innerhalb einer einmal festumrissenen Persönlichkeitsstruktur verarbeitet werden. Sehr anschaulich, aber nicht mehr im Sinne der heutigen Konzepte hat J. P. SARTRE diesen Sachverhalt formuliert:

„Ein Leben ist bekanntlich eine zu allem möglichen verwendete Kindheit“ (SARTRE 1977, S. 56). Stattdessen nimmt man an, daß Sozialisationsprozesse in Kindheit und Jugend zwar einen zentralen Stellenwert für die Entwicklung der Persönlichkeitsstruktur haben, daß aber andererseits die gesamte Lebensspanne – wie die Psychologen sagen – oder der Lebensverlauf – wie die Soziologen sagen – im Zeichen von Sozialisationsprozessen steht.

Diese Wende, um den Begriff auch einmal in einem anderen Kontext zu gebrauchen, geht mit einer Annäherung in den theoretischen Orientierungen beider Disziplinen einher. Die Psychologen haben den sozialen Kontext entdeckt und die Soziologen sehen ein, daß die strukturellen Bedingungen, denen die Gesellschaft ihre Mitglieder aussetzt, durch psychische Verarbeitungsmechanismen, die den Individuen zugehören, gefiltert werden und somit auch differentielle Wirkungen haben.

Was bedeutet dies nun für die Geschlechtsrollen? Die Amerikaner HENRY (1988) und McADAMS (1985) postulieren, daß es sowohl in tierischen wie menschlichen Gesellschaften zwei Prinzipien des Überlebens gibt, nämlich den Zugriff auf Ressourcen, etikettiert als Macht, und eine Bindung an die nachwachsende Generation, die ihr Überleben sichert, etikettiert als Fürsorge. Und falls es gemäß dieser These so ist, daß ein biologischer Imperativ den Männern tendenziell die Sphäre der Macht und den Frauen die der Fürsorge zuweist, dann liegt es nahe, daß dieser Imperativ sich primär auf die Lebensphase auswirkt, während der es kleine Kinder zu versorgen gilt. Einen Hinweis auf die Plausibilität dieser Annahme liefert ein Blick auf historische Gesellschaften. In historischen Gesellschaften haben Frauen, wenn sie bis zur Menopause überlebten, auch bis zu diesem Zeitpunkt geboren, so daß das Muster Macht versus Fürsorge lebenslanglich kaum aufgelöst wurde. Gleichwohl ist aus diesen Gesellschaften bekannt, daß sich die Frauen mit zunehmendem Alter Machtpositionen sicherten und Freiheiten herausnahmen, die in jüngeren Jahren nicht im Bereich des Möglichen waren (MÜLLER 1984).

In den gegenwärtigen Gesellschaften ist der Zeitraum, während dessen Kinder geboren werden und der unmittelbaren Fürsorge bedürfen, auf wenige Jahre zusammengeschrumpft, hinzu kommen – wie IMHOF (1981) formuliert – die durch die längere Lebensdauer gewonnenen Jahre. In diesem Sinne argumentiert zum Beispiel auch GUTMANN (1987), wenn er von einem „parental imperative“ ausgeht. Diese These besagt, daß während der Zeit, in der kleine Kinder zu versorgen sind, Frauen ihre Dominanzansprüche reduzieren, während Männer ihre gleichsam weiblichen Züge unterdrücken müssen. Wenn die Kinder der unmittelbaren Fürsorge nicht mehr bedürfen, ist der Weg frei, die jeweils unterdrückten Anteile der Persönlichkeitsstruktur zu aktualisieren.

Eine solche Annahme wird auch durch die hormonellen Veränderungen in den mittleren Jahren nahegelegt, während der der Testosteronspiegel bei den Männern, der Östrogenspiegel bei den Frauen sinkt. Eindeutig scheint allerdings nur der Zusammenhang zwischen Testosteron und Aggressivität zu sein, während es offenbar nicht klar ist, welche Rolle das Östrogen für das Fürsorgeverhalten der Frauen spielt. Jenseits dessen ist die empirische Forschung insofern dürftig, als die Gelegenheit, psychologische und soziologische Perspektiven miteinander zu verschränken, kaum genutzt wird.

Statt zu fragen, welche Gelegenheitsstrukturen sich Männern und Frauen in der post-parentalen Phase überhaupt bieten, ihre bis dahin unterdrückten Persönlichkeitszüge zu aktualisieren, werden den Mitgliedern verschiedener Alterskohorten Skalen vorgelegt, die die altbekannten Männlichkeits- und Weiblichkeitsstereotype enthalten. Demnach entsprechen Frauen über 60 sowohl im Untersuchungsjahr 1977 wie 1987 den Stereotypen für Weiblichkeit mehr als junge Frauen, wobei bei den jungen Frauen aus dem Untersuchungsjahr 1987 ein Kohorteneffekt zu verzeichnen ist: nämlich ein Anstieg der Neigung zu männlichen Verhaltensmustern. Dagegen erweisen sich Männer über 60 zunehmend als weniger männlich. Es sinken die Scores sowohl auf der Dimension Dominanz wie Energie. Gleichwohl, im Verhältnis sinkt die Energie stärker als die Dominanz (Rossi 1991), was darauf hindeutet, daß es möglicherweise eher die physiologischen Begleiterscheinungen des Alters sind als psychologische Umorientierungen, die die Männer stärker in die Nähe der Frauen rücken.

In einer Untersuchung, die auch die Lebenssituation von Männern und Frauen im mittleren Lebensalter in Betracht zieht, fand MARJORIE FISKE (1980) heraus, daß die Frauen nach neuen Aktivitäten suchen und sich vermehrt in der beruflichen Sphäre engagieren wollen. Da dies aber häufig aus Arbeitsmarktgründen nicht gelingt und außerdem der Ehemann sich aus dem Berufsleben bereits zurückgezogen hat oder sich nichts mehr davon erwartet und nunmehr vermehrte Bedürfnisse nach „nurturance“, also Fürsorge äußert, schließen Frauen einen Kompromiß: sie bleiben zu Hause und werden „bossy“.

In meiner gegenwärtigen Forschungsarbeit, an der Berliner Altersstudie¹, die die sozialen Beziehungen alter Menschen zwischen 70 bis über 100 Jahren zum Gegenstand hat, bin ich der Frage nachgegangen, ob alte Frauen, wie dies von jüngeren Frauen berichtet wird, anderen Menschen mehr Hilfe leisten als Männer. Nach unseren Ergebnissen unterscheiden sich Männer und Frauen nicht im Ausmaß ihrer Hilfeleistungen für andere, und dies gilt unabhängig vom Familienstatus. Da in unserem Sample nur sehr wenige Frauen noch verheiratet sind, konnten wir nur prüfen, wie sich der Hilfeaustausch in der Ehe aus der Sicht der verheirateten Männer darstellt: 77% berichten, daß sie Hilfe von ihren Frauen bekommen haben, und 74% geben an, daß sie ihren Frauen Hilfe leisten; ob sie dies möglicherweise aufgrund des „bossy“ Verhaltens ihrer Frauen tun, darüber wissen wir leider nichts. Auf die Frage: Wer würde Sie pflegen und versorgen, falls Sie einmal dauerhaft bettlägerig würden, nannten 81% ihre Frau. Umgekehrt gaben 72% an, daß sie in einem solchen Fall ihre Frau betreuen würden. Überraschenderweise oder auch nicht, scheint selbst die Fürsorge für die erwachsenen Kinder im Alter nicht mehr geschlechtsspezifisch verteilt zu sein, jedenfalls konnten wir keine Unterschiede in dieser Hinsicht feststellen.

Als Schlußfolgerung aus den genannten Befunden bietet sich an: Die Ge-

¹ BASE wird von der Arbeitsgruppe „Altern und gesellschaftliche Entwicklung“ (AGE) der Akademie der Wissenschaften zu Berlin in Zusammenarbeit mit der Freien Universität Berlin und dem Max-Planck-Institut für Bildungsforschung durchgeführt und vom Bundesministerium für Forschung und Technologie (Förderkennzeichen: 13 TA 011 + 13 TA 011/A) und dem Bundesministerium für Familie und Senioren gefördert.

schlechtsidentität als Schema der Selbstkategorisierung ist vermutlich ein integraler Bestandteil der kognitiven und sozialen Entwicklung. Weiterhin ist geblieben die zentrale biologische Differenz, gemäß der die Frauen Kinder gebären. Und hier scheiden sich die Geister. Während die einen davon ausgehen, daß mit dieser Differenz eine weitere gesetzt ist, nämlich eine stärkere Fürsorglichkeit der Frauen für kleine Kinder (MACCOBY 1990, ROSSI 1991), vertreten andere die Auffassung: „Wenn Frauen mehr Fürsorglichkeit zeigen, dann nicht, weil sie die Fähigkeit haben, Kinder zu gebären, ... sondern weil sie häufiger diffuse Rollen innehaben“ (NUNNER-WINKLER 1991, S. 159).

Als Beispiel dafür, daß Frauen nicht die Fürsorglichkeit für sich gepachtet haben, führt NUNNER-WINKLER die Quotierungsforderungen der Frauen an. „Eine Fürsorglichkeitsargumentation würde den auf Männern noch immer stärker lastenden sozialen Erwartungsdruck hinsichtlich Berufserfolg zumindest mitbedenken“ (NUNNER-WINKLER 1991, S. 159). Warum aber sollte eigentlich Fürsorglichkeit für kleine Kinder gleichbedeutend sein mit einer generalisierten Fürsorglichkeit für andere Erwachsene und noch dazu solche, die ohnehin privilegiert sind? Und was ist damit gewonnen, wenn man belegen könnte, daß die Fürsorglichkeit der Frauen für kleine Kinder eine soziale Konstruktion ist? Nicht viel, denn allem Anschein nach handelt es sich hier um eine universelle soziale Konstruktion, die zumindest so langlebig ist wie die uns bekannte Geschichte der Menschheit und deren Zukunft auch weiterhin gesichert zu sein scheint. Vielleicht sollte man unterscheiden zwischen sozialen Konstruktionen erster und zweiter Ordnung. Die sozialen Konstruktionen erster Ordnung wären dann durch historische Dauerhaftigkeit und universelle Verbreitung gekennzeichnet. Die sozialen Konstruktionen zweiter Ordnung dagegen könnten kulturspezifisch und historisch veränderbar sein.

Bei den meisten anderen als typisch männlich und weiblich erachteten Persönlichkeitsmerkmalen und Verhaltensmustern, die in der Form von Geschlechtsrollen die gesellschaftlichen Erwartungen an das Verhalten von Männern und Frauen transportieren, scheint es sich – wie die hier referierten Befunde nahelegen – um soziale Konstruktionen zweiter Ordnung zu handeln. Von ihnen ist nicht allzu viel geblieben. Dies ist aber leider nicht die Pointe der Geschichte.

Es kündigen sich bereits neue Deutungsmuster an, die ihre Abstammung von den alten nicht verleugnen können. Hierzu ein letztes Beispiel: Die alten Männlichkeits- und Weiblichkeitsstereotype sind um eine neue Dimension, nämlich die der Androgynität, erweitert worden. In zahlreichen Publikationen wird darauf verwiesen, daß Androgynität in einem Zusammenhang steht mit einer Reihe als wünschenswert erachteter Persönlichkeitsmerkmale, zum Beispiel Ich-Stärke, Fähigkeit zum Identitätsmanagement oder Fähigkeit, postkonventionelle moralische Urteile zu fällen. Aber diese positiven Merkmale weisen einen ebenso hohen Zusammenhang mit den Items auf, die Männlichkeit erfassen, während sich dieser Zusammenhang nur sehr viel abgeschwächter mit den Items der Weiblichkeitsskala zeigt (ROSSI 1991). Dies bedeutet nichts anderes, als daß in unserer Kultur prämierte Verhaltensmuster und Werthaltungen weiterhin mit Männlichkeit assoziiert werden und es den Frauen sozusagen freigestellt wird, an diese Verhaltensmuster und Werthaltungen anzuschließen.

Wie sich ein solcher Anschluß auf der Ebene individueller Deutungsmuster niederschlägt, demonstrieren Ergebnisse einer Untersuchung von HILDEGARD MARIA NICKEL (1992) über weibliche Sparkassenangestellte in Ost-Berlin. In der ehemaligen DDR waren 90% der Sparkassenleiter weiblichen Geschlechts. Heute sind diese Positionen ausnahmslos durch Männer aus dem Westen besetzt. Die befragten Frauen interpretieren diesen Vorgang als Aufwertung ihrer eigenen Tätigkeiten. Sie argumentieren, früher wäre die Tätigkeit in einer Sparkasse so gering geachtet gewesen, daß qualifizierte Männer sich dafür gar nicht interessiert hätten. Da aber heute qualifizierte West-Männer diese Positionen für begehrenswert hielten, habe auch ihre eigene Tätigkeit an Ansehen gewonnen.

Ergo: Biologische Imperative sind kaum zu bezwingen, soziale Konstruktionen gleich welcher Ordnung aber auch nicht.

Literatur

- BAUMERT, J.: Koedukation oder Geschlechtertrennung? In: Zeitschrift für Pädagogik 38 (1992), S. 83–110.
- BELL, N.W./VOGEL, E.F.: Toward a framework for functional analysis of family behavior. In: BELL, N.W./VOGEL, E.F. (Hrsg.): A modern introduction to the family. New York 1968, S. 1–34.
- DÖBERT, R.: Männliche Moral – Weibliche Moral? In: GERHARDT, U./SCHÜTZE, Y. (Hrsg.): Frauensituation. Frankfurt a.M. 1988, S. 81–113.
- DÖBERT, R./NUNNER-WINKLER, G.: Wertewandel und Moral. In: BERTRAM, H. (Hrsg.): Gesellschaftlicher Zwang und moralische Autonomie. Frankfurt a.M. 1986, S. 289–319.
- FISKE, M.: Changing hierarchies of commitment in adulthood. In: SMELSER, N.J./ERIKSON, E.H. (Hrsg.): Themes of work and love in adulthood. Cambridge, Mass. 1980.
- GILLIGAN, C.: Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau. München 1984.
- GUTMANN, D.L.: Reclaimed powers: Toward a new psychology of men and women in later life. New York, Basis 1987.
- HENRY, J.P.: The archetypes of power and intimacy. In: BIRREN, J./BENGTSON, V. (Hrsg.): Emergent theories of aging. New York, Springer 1988.
- HORNA, J./LUPRI, E.: Fathers' participation in work, family life and leisure: A canadian experience. In: LEWIS, C./O'BRIEN, M. (Hrsg.): Reassessing fatherhood. New observations on fathers and the modern family. London, Sage Publications 1987, S. 54–73.
- IMHOF, A.E.: Die gewonnenen Jahre. München 1981.
- KOHLBERG, L.: Zur kognitiven Entwicklung des Kindes. Frankfurt a.M. 1974.
- LAMB, M.E.: The development of parent-infant attachments in the first two years of life. In: PEDERSEN, F.A. (Hrsg.): The father-infant relationship. Observational studies in the family setting. New York, Praeger 1980, S. 21–43.
- LAMB, M.E.: Maternal employment and child development: A review. In: LAMB, M. (Hrsg.): Nontraditional families: Parenting and child development. Hillsdale NJ 1982, S. 45–69.
- LIDZ, T.: Die Familienumwelt des Schizophrenen. In: Psyche, 13. Jg., Heft 5/6, 1959.
- MACCOBY, E.E.: Die Psychologie der Geschlechter: Implikationen für die Erwachsenenrolle. In: SULLEROT, E. (Hrsg.): Die Wirklichkeit der Frau. München 1979, S. 284–306.
- MACCOBY, E.E.: Gender and relationships. In: American Psychologist, Vol. 45, No. 4, 1990, S. 513–520.
- MCADAMS, D.P.: Power, intimacy, and the life story. Homewood, Ill. 1985.
- MCGUIRE, J.: Gender-specific differences in early childhood: The impact of the father. In: BEAIL, N./MCGUIRE, J. (Hrsg.): Fathers. Psychological perspectives. London, Junction Books 1982, S. 95–125.
- MEYER-BAHLBURG, H.F.L.: Androgens and human aggression. In: BRAIN, P./BENTON, D. (Hrsg.): The biology of aggression. Alphen ann den Rijn, Netherlands, Sijhoff & Noordhoff 1981.

- MÜLLER, K.E.: Die bessere und die schlechtere Hälfte. Ethnologie des Geschlechterkonflikts. Frankfurt a.M. 1984.
- NICKEL, H.M.: Frauenarbeit in der Wende. Vortrag im Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Berlin. 15.5.1992.
- NUNNER-WINKLER, G. (Hrsg.): Weibliche Moral. Die Kontroverse um eine geschlechtsspezifische Ethik. Frankfurt a.M./New York 1991.
- PARSONS, T.: Essays in sociological theory. Pure and applied. Glencoe, Ill., The Free Press 1949.
- PARSONS, T./BALES, R.E.: Family, socialisation and interaction process. The Free Press of Glencoe 1955.
- PORTER, N./GEIS, F.L./COOPER, E./NEWMAN, E.: Androgyny and leadership in mixed-sex groups. *Journal of Personality and Social Psychology*, 49, 1985, S. 808–832.
- RIEHL, W.H.: Vom Deutschen Land und Volke. ZAUNERT, P. (Hrsg.). Jena 1922.
- ROSSI, A.S.: Making connections: Macro-micro linkages in the analysis of gender in adulthood. Paper prepared as a keynote address for the XIth Biennial Meeting of The International Society for the Study of Behavioural Development, July 3–7, 1991, Minneapolis, Minnesota.
- RUSSEL, G.: Problems in role-reversed families. In: LEWIS, C./O'BRIEN, M. (Hrsg.): Reassessing fatherhood. New observations in fathers and the modern family. London. Sage Publications 1987, S. 161–182.
- SARTRE, J.P.: Der Idiot der Familie. Gustave Flaubert 1821–1857. Reinbek 1977.
- WITELSON, S.F.: Geschlechtsspezifische Unterschiede in der Neurologie der kognitiven Funktionen und ihre psychologischen, sozialen, edukativen und klinischen Implikationen. In: SULLE-ROT, E. (Hrsg.): Die Wirklichkeit der Frau. München 1979, S. 341–368.

Anschrift der Autorin

Prof. Dr. Yvonne Schütze, Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Allgemeine Pädagogik,
Unter den Linden 9, 10099 Berlin